

BUCHBESPRECHUNGEN UND -ANZEIGEN

Ferdinand Tremel, Land an der Grenze. — Eine Geschichte der Steiermark. Leykam-Verlag, Graz 1965. 346 Seiten. Ladenpreis S 315.

Der Verf., der als tit. ao. Professor an der Universität Graz österreichische Geschichte und Wirtschaftsgeschichte lehrt, langjähriger Obmann des historischen Vereins für die Steiermark ist und auch dessen Zeitschrift redigiert, und der bereits durch zahlreiche, vor allem wirtschaftshistorische Abhandlungen der Fachwelt bekannt ist, legt uns hier eine Zusammenfassung steiermärkischer Geschichtsentwicklung von den ersten Anfängen menschlichen Lebens bis zur Gegenwart vor, die in Aufbau, Gliederung, Gestaltung und Darstellung profunde Kenntnis der Materie zeigt. Das Buch ist nach den Epochen des historischen Geschehens gegliedert und beschäftigt sich mit politischer Geschichte ebenso wie mit Wirtschafts-, Sozial-, Kirchen-, Kultur- und Geistesgeschichte, die innerhalb der einzelnen Abschnitte eingehend, klar und übersichtlich behandelt werden. Diese Wesensmerkmale sowie die Flüssigkeit der Sprache machen das Werk auch für breitere historisch interessierte Kreise empfehlenswert. Für das Burgenland ist diese Zusammenstellung noch insofern bemerkenswert, weil beide Länder, wenn auch bis 1921 durch eine Staatsgrenze getrennt, seit dem Frühmittelalter, insbesondere aber seit dem Hochmittelalter viele Berührungspunkte, sei es siedlungsgeschichtlicher, politischer oder wirtschaftlicher Natur aufzuweisen haben, mit denen der aufmerksame Benutzer immer wieder konfrontiert wird. Die Ausweisung der verwendeten Literatur sowie die gut bearbeiteten Orts-, Personen- und Sachregister sind wertvolle Behelfe für die Benützung und gewähren eine rasche Information. Zahlreiche Abbildungen, Karten und Pläne, darunter einige mehrfarbige Kunstdrucktafeln, die durch geschickte Auswahl die einzelnen Zeitabschnitte noch anschaulicher gestalten, heben nicht nur den Wert des Buches, sie verschaffen ihm auch eine angenehme Atmosphäre. Alles in allem ein Werk, das in seiner sachlichen Darstellung weite Bevölkerungskreise ansprechen wird und geeignet erscheint, das Heimat- und Landesbewußtsein in der Steiermark zu vertiefen.

A. Ernst

Friedrich Gottas, Die Frage der Protestanten in Ungarn in der Ära des Neoabsolutismus. Das ungarische Protestantenpatent vom 1. September 1859. Band 14 der Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission. München 1965. Brosch. 222 Seiten.

Zu den Abschnitten der Geschichte Ungarns im 19. Jahrhundert, die noch mancher Aufhellung bedürfen, gehört auch die Ära des sog. Neoabsolutismus. Es ist die Zeit, die auf die Unterwerfung Ungarns im Jahre 1849 folgte und bis zum sog. Ausgleich des Jahres 1867 gewährt hat. Diejenigen geistigen und kirchlichen Kräfte, die am stärksten wider die Maßnahmen des Absolutismus Stellung genommen hatten, waren im ungarländischen Protestantismus verankert. Dies zumal deswegen, weil die absolutistische österreichische Regierung in das bis dahin autonome Kirchen- und Schulwesen der Protestanten hart eingegriffen hatte. Der Herrscher sollte natürlich über das Kultusministerium auch der absolute Gesetzgeber der Kirche sein. Dieser Versuch war freilich ganz und gar unanwendbar für die historisch entwickelte Kirchenverfassung und -verwaltung beider Konfessionen Ungarns. Sie vertraten mit Nachdruck den Standpunkt, die Annahme eines von der Wiener Zentralbehörde vorgelegten Kirchenverfassungsentwurfes würde den Verzicht auf die in schweren, Jahrhunderte währenden Kämpfen verteidigten autonomen Rechte der protestantischen Kirchen des Landes bedeuten. Allerdings war dieser ablehnende Standpunkt nicht derjenige aller im protestantisch-kirchlichen Leben Ungarns wirkenden Kräfte. Es gab auch solche, die das kaiserliche Patent vom 1. IX. 1859 zur Regelung der Angelegenheiten der Evangelischen beider Bekenntnisse in Ungarn, Kroatien, Slawonien, in der Woiwodschaft Serbien mit dem Temeser Banate und in der Militärgrenze bejahten. Sie galten als „Patentisten“ und rekrutierten sich aus den

lutherischen Slowaken, aber auch aus Kreisen des ungarländischen Deutschtums. Zu ihnen gehörte der bekannte Ödenburger Pfarrer Moritz Kolbenhayer, Großvater des Dichters Erwin Guido Kolbenhayer. Im Kampf um das Patent spielte der protestantische, vor allem der reformierte Adel eine sehr erhebliche Rolle. Dabei war das Nationale mit dem Religiösen sehr eng verknüpft. Obgleich eine sehr erhebliche Zahl slowakischer, aber auch deutscher Gemeinden sich bereit fand, das kirchliche Leben nach den Grundsätzen des kaiserlichen Patentes verfassungsmäßig zu organisieren, war der Versuch, auf solche Weise das kirchliche Wesen der ungarländischen Protestanten zentralistisch-bürokratisch zu gestalten, am hartnäckigen Widerstand der Magyaren gescheitert. Der Monarch sah sich veranlaßt, nachzugeben. Eine nicht geringe Rolle spielte hierbei der bei Hofe einflußreiche Baron Vay, Leiter der ungarischen Angelegenheiten an oberster Stelle. Eine noch größere Rolle aber war dem in Ödenburg geborenen, aber durch seine Vorfahren aus Oberwart stammenden Feldzeugmeister Ludwig Benedek zugefallen. Ihm gelang es, den Kaiser zur Rücknahme des Patentes zu bewegen. Obgleich es sich in der Frage des Protestantentpatentes für Ungarn in erster Linie um eine kirchliche Angelegenheit gehandelt hat, so war dieselbe dennoch in ganz besonderer Weise mit politischen und nationalen Zielen verbunden und dadurch in die weltliche Sphäre gezogen. Der Kampf um das Patent wurde somit ein Mittel zum Zweck. Dieser Kampf sollte mit zur Erreichung der Unabhängigkeit der Nation und des Vaterlandes beitragen. Das war mit einer der Gründe, warum im Kampfe um die Erreichung dieses Zieles „die konfessionellen Scheidewände niedergerissen wurden und der ungarische Protestantismus und Katholizismus in einer Front gegen Wien standen.“ (S. 146). Die weitere Folge hiervon war, „daß sich das madjarische nationale Element in den protestantischen Kirchen Ungarns zur Gänze durchsetzen konnte. Nach dem Ausgleich des Jahres 1867 wurden auch diese Kirchen — genau so wie die katholischen — als verlängertes Arm des Staates für die Madjarisierung aller nichtmadjarischen Bevölkerungsteile des Stephansreiches eingespannt und so haben die protestantischen Kirchen Ungarns zur Umvolkung großer Teile der Deutschen und Slowaken in den östlichen Gebieten der Donaumonarchie beigetragen.“ (S. 167).

Sind die hier vorgetragenen Gedanken des Verfassers dem Kenner der Materie auch nichts Neues, so ist es dennoch wertvoll, sie in einer ausführlichen Darstellung zusammengefaßt zu erhalten. Der Verfasser, der für sein Werk zahlreiche wichtige handschriftliche und gedruckte Quellen sowie reichliches Schrifttum verarbeitet hat, ist mit der Erörterung dieses „heißen Eisens“ der ungarländischen Geschichte zu einem Kenner vieler Probleme des alten Ungarn geworden. Das aber wird jeder begrüßen, der um die so komplizierte Verquickung nationaler und religiöser bzw. kirchlicher Fragen im alten Ungarn Bescheid weiß und darum bemüht ist, diese in einem sachlichen Lichte sehen zu wollen. Hiezu gehört auch die Feststellung: Der Wiener Regierung ging es um eine Zurückdrängung der madjarischen Vorherrschaft in der Kirche. Das Patent sollte den entscheidenden Anteil des madjarischen Adels, der in den Presbyterien, bei den Seniorats- und Distriktaalkonventen die ausschlaggebende Rolle spielte, ausschalten, wozu die Ausschaltung des weltlichen Elementes dienen sollte.“ (S. 166). Da unser Werk auch der Frage eine eingehende Erörterung widmet, wie sich die deutschen Gemeinden Westungarns im Kampf um das Patent verhalten haben, wird man den Ausführungen von Gottas auch bei uns erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden müssen, zumal er sich hiebei auf eine Arbeit des Altseñors Fiedler stützt, der 1963 im „Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich“ untersucht hatte, wie „die Reaktion der burgenländischen evangelischen Pfarrgemeinden auf den ungarischen Freiheitskampf und die Maßnahmen der darauffolgenden Ära Bach-Thun (1848 — 1860)“ gewesen ist. Auch um dieser unmittelbaren Bezugnahme auf unsere eigene burgenländische Geschichte ist es ratsam, sich mit dem vorliegenden Werk eingehend zu beschäftigen, zumal in ihm ja ein Thema erörtert wird, das ebenso vor wie nach der Ära des Neoabsolutismus im Raume der Gesamtmonarchie und nicht nur in Ungarn Bedeutung besaß. Im Schrifttumsverzeichnis, das Gottas anführt, fehlt eine Bezugnahme auf das Werk von Carl Graf Lónyay: „Ich will Rechenschaft ablegen! Die unbewußte Selbstbiographie des Generals Benedek“ Wien 1937. Dieses für die Person Benedeks und auch für seine religiöse Haltung aufschlußreiches Werk verdient es, besser bekannt zu sein, als dies der Fall zu sein scheint. Darum sei darauf mit Nachdruck hingewiesen.

B. H. Zimmermann

Margit P r a h á c s, Franz Liszt, Briefe aus ungarischen Sammlungen, 1835-1886. Akadémiai Kiadó, Budapest 1966. 484 Textseiten, 16 Bildseiten.

Ein erschöpfendes Quellenwerk, das sich würdig an die Seite ähnlicher Veröffentlichungen anderer Länder reiht und diese ergänzt. Viele der gesammelten 605 Briefe sind zum erstenmal veröffentlicht, die beigegebenen Bilder sind größtenteils unbekanntes Material. Die Musikwissenschaftlerin Margit Prahács spricht in ihren Kommentaren einen großen Kreis von Interessenten an, sie sind nicht allein für die Musikwissenschaft von großer Bedeutung, sondern auch für jeden Musikliebhaber eine anregende Lektüre. Die Gliederung des Stoffes ist mustergültig, das Personen-, Sach- und Ortsregister gewährleistet in der umfangreichen Materie eine rasche Orientierung.

Die Briefe ungarischer Sammlungen zeichnen auch die Universalität der Persönlichkeit Franz Liszts. Der seinerzeitige Deutschwestungar, nach heutigem Begriff Burgenländer, hatte als Virtuose Europa zur Bühne, als Komponist machte er Weimar zum Mittelpunkt des Musiklebens Deutschlands, er gab seinem Geburtsland Ungarn sehr viel, sein Schaffen strahlte bis Rußland aus, er ist ein Bahnbrecher des Europäertums im edelsten Sinne des Wortes.

J. K l a m p f e r

Österreichischer Volkskundeatlas, unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. 2. Lfg. Richard W o l f r a m und Egon L e n d l unter Mitarbeit von Ingrid K r e t s c h m e r. Wien 1965. Mit einem Kommentar von 267 Seiten. In Kommission bei Verlag Hermann Böhlau Nachf./Graz-Köln. Druck: Kartographische Anstalt Freytag-Berndt und Artaria, Wien. Maße: Karten 64 × 34 cm, Kommentar 8°, Preis: ö.S. 396,—

Nach sechsjähriger Pause begrüßt die Fachwelt mit Genugtuung das Erscheinen der zweiten Lieferung dieses Standardkartenwerkes der österreichischen Volkskunde, das von tatkräftigen neuen Mitarbeitern in die Hand genommen nunmehr in kürzeren Abständen herauskommen soll. Die 19 hier vorgelegten Karten beziehen sich auf sehr verschiedene Bereiche des höchst komplexen Arbeitsgebietes der österr. Volkskunde. Grundlegend sind zwei Karten über „Wohnbevölkerung und Wirtschaftsgruppen“ sowie über „Veränderung des Prozentsatzes der Wirtschaftsgruppe Land- und Forstwirtschaft“; für die Stichjahre 1934, 1951 und 1961 ausgearbeitet, wird hier der Rückgang der bäuerlichen Bevölkerung Österreichs deutlich vor Augen geführt. Im Kommentar zu dieser Karte wird ausdrücklich betont, daß damit zwar kein Vakuum der überlieferten Volkskultur verbunden sein muß; auf der anderen Seite aber ist es klar, daß seit dem Mittelalter bestehende bäuerliche Lebens- und Denkformen durch die soziale Umschichtung zugunsten der Industrie damit am Endpunkt ihres Bestehens angelangt sind. Ein Warnruf für die Erforscher dieser ältesten Traditionen, zu erfassen, was noch irgend greifbar ist!

In Fortführung der in der ersten Lieferung gebotenen Mundartkarten zeigt Eberhard Kranzmayer in vier Einzelkärtchen (auf einem Blatt) die räumliche Gliederung der österreichischen Mundarten und bietet damit dem Volkskundler interessantes Vergleichsmaterial. Besonders wertvoll ist in diesem Fall der ausführliche Kommentar, der allein zu diesem Blatt 33 Seiten umfaßt.

Mit vorbildlicher Sorgfalt hat Ingrid Kretschmer eine Karte über das bäuerliche Erbrecht erstellt. Während Majorats- und Minoratserbe sowie das „Erbe nach spezieller Auswahl (e i n e s K i n d e s) in unterschiedlicher Verteilung ganz Österreich beherrschen, findet sich Erbteilung in Randgebieten: in Vorarlberg, Westtirol, Südtirol einerseits, im nördlichsten Niederösterreich, im Burgenland und der Oststeiermark andererseits. Zumindest bei der westlichen Gruppe drängt sich der Vergleich mit der romanischen Realteilung auf. Erfreulicherweise wurde auch die in innerer Beziehung zum „bäuerlichen Erbrecht“ stehende Karte „Ausgedinge“ bereits vorgelegt.

Mit hervorragender Sachkenntnis wurde von Oskar Moser und Arthur Haberlandt der „feistehende Speicherbau“ behandelt und kommentiert. Dabei wurden auch Details — etwa die Behältnisse für Getreide innerhalb der Speicher — einbezogen. Dazu muß bemerkt werden, daß „Stibi“ für Getreidestehfaß nicht als Stübel zu verdeutlichen ist, sondern als Stübüch aus mhd. stübüch „Packfaß“, das aus dem Mittellateinischen entlehnt worden ist. Ihre Ergänzung findet diese Karte durch eine weitere: „Einrichtungen zur Aufbewahrung des Getreides innerhalb des Wohn- und Wirtschaftsgebäudes“. Verdeutlicht wird die kartographische Darstellung in diesem Fall durch charakteristische Photoaufnahmen von freistehenden Speicherbauten. Dieselbe Technik wurde beim „Backofen außerhalb des Wohngebäudes“ durch Karl Ilg und Dieter Assmann angewandt. Erst die Erstellung einer weiteren Karte, die vielleicht den Backofen im Rahmen der Küche, der Stube oder der Rauchstube zeigen könnte, wird die nötige Kontrastierung ergeben. Für Osttirol etwa, wo der Backofen normalerweise immer mit dem Küchenherd oder dem Stubenofen kombiniert ist, könnten sonst die 14 Belege für Backofen außerhalb des Wohngebäudes ein irreführendes Bild vermitteln. Eine gute Ergänzung ist immerhin schon die Karte „Herkunft und Herstellung des bäuerlichen Hausbrottes“ von Anni Gamerith. Isoliert ist noch die Karte über „Umritte“ von Helmut Fielhauser. Sie sind dünn gesät und auf verschiedene Räume beschränkt, obgleich zahlreiche Termine (Ostern, Pfingsten, Fronleichnam, Georgi, Leonhardi, Martini, Stephani, Johanni, Blasi und Dreikönig) in Frage kommen. Allein stehend erscheint vorderhand auch die Karte „Haustrunk — Schnapsherstellung im bäuerlichen Haushalt“, von Ingrid Kretschmer, an der sich die Abhängigkeit von den örtlichen Rohstoffen (Enzian im Gebirge, Marillen in der Wachau) sehr deutlich zeigt.

Von grundlegender volkskundlicher Bedeutung sind die folgenden Brauchtumskarten: Richard Wolfram, „Christbaum — Zeit der Einführung“ und „Weihnachtsgrün — Sonderformen“. Der ihnen gemeinsame Kommentar mit einem Umfang von 59 Seiten ist eine umfassende wissenschaftliche Abhandlung, auf die man nicht mehr verzichten möchte. Dasselbe gilt für Wolframs Karte „Brauchtümlich bevorzugte Wochentage für die Abhaltung bäuerlicher Hochzeiten“. Montag und Dienstag stehen hiebei jeweils im Vordergrund, in manchen Gegenden der Montag für Witwer, der Mittwoch für Ledige. Im Kommentar wird das Problem der Glücks- und Unglückstage in europäischer Sicht aufgerollt und geistvoll gedeutet. Ein reizendes Detail unseres Brauchtumslebens zeigt die Karte „Frisch- und Gsundschlagen“ von Sepp Walter. Der Brauch des Glückbringens durch Rutenschläge ist in Österreich auf einen ziemlich einheitlichen Raum beschränkt, der ehemals slawische Siedellandschaft war. In Kärnten ist er bei Slowenen und Deutschen üblich, wobei die Slowenen als Ausruf das deutsche schap! (aus Schaub=Strohbund) gebrauchen, die Deutschen aber wiederum slow. leschke. So innig sind in unserem Raum die mitteleuropäischen Verzahnungen!

Hervorragend ist die kartographische Darstellung des wissenschaftlichen Stoffes. Auf einer Grundkarte, die das Relief der Höhen und Tiefen unseres Landes unaufdringlich und doch plastisch zeigt, werden die Einzeleintragungen durch farbige Zeichen ungenau deutlich gemacht. Aber auch mit farbigen Flächen und Schraffen wird — wie es der Gegenstand erfordert — nach modernsten Methoden und mit wohlthuender Rücksicht auf das Ästhetische gearbeitet. Der Name Egon Lendl und die Kartographische Anstalt Freytag-Berndt und Artaria sind Garanten dafür. Obgleich das äußere Bild der ersten Lieferung gewahrt blieb, ist der Fortschritt unverkennbar. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß Österreich mit diesem Werk in der ersten Reihe unter den europäischen Nachbarstaaten steht.

M. Hornung

Richard B e r c z e l l e r, Die sieben Leben des Doktor B. Odyssee eines Arztes. List Verlag, München 1965. 270 Seiten.

Richard Berczeller, der Verfasser der unter dem Originaltitel „Displaced Doctor“ erschienenen biographischen Erzählung, stammt aus Ödenburg. Als junger Mann studiert er Medizin in Wien und beginnt eben, sich in seiner Heimat eine Praxis aufzubauen, als Österreich durch Hitler an das Deutsche Reich angeschlossen wird. Nach kurzer Schutzhaft entläßt man ihn mit der Versicherung, er könne auswandern, wenn ihm ein ausländischer Staat Asyl biete. Der ob seiner rassischen Zugehörigkeit Verfolgte bemühte sich nun verzweifelt, ein Visum zu erhalten. Ganz unerwartet erhält er die Einreiseerlaubnis nach Mexiko und emigriert zunächst mit seiner Frau Maria und seinem kleinen Sohn Pe-

ter nach Frankreich. Er spricht gut Französisch, liebt das Land und möchte gerne seine ärztliche Tätigkeit in Paris ausüben. Aber er ist Ausländer, und sein Arztdiplom gilt in Frankreich nicht. Die Familie ringt mit schweren finanziellen Sorgen. Deshalb reicht er ein Gesuch beim französischen Staat ein und bietet seine Dienste als Arzt in den Kolonien an. Nach einiger Zeit erhält er tatsächlich einen Vertrag als Arzthelfer in Abidjan in Afrika.

Die Familie reist nun an die Elfenbeinküste. Berczeller geht in seiner Tätigkeit als Arzt vollkommen auf, aber das tropische Klima setzt ihm nach wenigen Monaten derart zu, daß er am Rande seiner Kräfte anlangt. Mit einem Frachter nach Frankreich zurückkehrend, merkt der Lungenkranke bereits während der Schiffsreise eine leichte Besserung. Wieder beginnt in Frankreich ein unstetes Dasein. Kaum richtig genesen, wird er von den Franzosen als Ausländer in Schutzhaft genommen, denn Frankreich befindet sich mit Deutschland im Kriegszustand. Nach einigen Monaten Haft verschlechtert sich sein Gesundheitszustand derart, daß er entlassen wird. Als die Gefahr des Einmarsches der Deutschen in Paris nicht mehr zu verkennen ist, flüchtet er mit seiner Familie nach dem Süden, um in Marseille ein Schiff zu erreichen. Aber es vergehen Wochen, bis es ihm durch viel Glück und besondere Beziehungen gelingt, Schiffskarten für die „Wyoming“ zu erhalten. Die Seereise der „Wyoming“ währt nur einige Tage, denn in Casablanca müssen die Passagiere das Schiff verlassen und ein aufgelassenes Lager der Fremdenlegion in Sidi-el-Ajachi beziehen.

An diesem Tiefpunkt im Schicksal der Familie tritt die Wende ein. Die „Hebrew Immigrant Aid Society“ (Hebräische Einwanderer-Hilfsgesellschaft) stellt der Familie Schiffskarten zur Verfügung, und der Dampfer „Nyassa“ bringt sie nach New York.

Am raschesten lebt sich Peter in der Neuen Welt ein. Er macht glänzende Fortschritte in der Schule. Berczeller selbst weiß, daß mit seinen Sprachkenntnissen die Möglichkeit, den Arztberuf auszuüben, steht und fällt. Da er neben Deutsch und Ungarisch auch Französisch spricht, gelingt es ihm nach monatelangem Unterricht, auch Englisch halbwegs zu meistern.

Im Januar 1945 eröffnet er im „Gasometer-Bezirk“ in New York seine eigene Praxis. Es ist dies ein Viertel der „kleinen Leute“. Nur sehr langsam beginnt sich seine Praxis zu entfalten. Zur selben Zeit erhält er ein Angebot aus der alten Heimat. Er soll Leiter des Gesundheitsamtes und Chefarzt einer Provinzhauptstadt werden. Aber er bleibt in New York, trotzdem die finanziellen Schwierigkeiten mitunter unüberwindlich scheinen. Als er bereits eine gesicherte Existenz aufgebaut hat, verliert er viel Patienten durch einen Herzinfarkt, der ihn für Wochen ans Bett fesselt.

In dieser Zeit wandern seine Gedanken zurück in die alte Heimat. Die Straßen von Ödenburg, Mattersburg, Eisenstadt und Wien erstehen wieder vor seinem geistigen Auge. Als er seine Gesundheit wieder erlangt hat, unternimmt er eine Reise nach Österreich. Aber vieles hat sich hier verändert. In Lackenbach gelingt es ihm nicht, das Grab seiner Großmutter zu finden. Er erkennt, daß ihm die Neue Welt trotz mancher Schattenseiten zur Heimat geworden ist.

Die Lebensbeichte dieses Mannes, der in einer Zeit ohne Gnade zur Prüfung aufgerufen wurde, offenbart überzeugend, daß er diese Prüfung glänzend bestanden hat. In den Jahren seiner Flucht fast immer in materieller Bedrängnis, vermögen die lockendsten Angebote nicht sein ärztliches Gewissen zum Schweigen zu bringen. Immer steht er auf der Seite der kleinen Leute, deren Not er kennen gelernt hat. Begabt für alle Sprachen, voller Hingabe an den ärztlichen Beruf, ein allseits gebildeter Mann im besten Sinn hätte er zu normalen Zeiten in seiner alten Heimat sicher eine führende Position erreicht. Sie wurde ihm am Ende des Zweiten Weltkrieges auch angeboten. Aber er blieb in New York. Das bestätigt nur, daß es diesem Manne niemals um Geld und Positionen ging, sondern um ein Leben, in dem Freiheit und Menschenwürde den Platz einnehmen, der ihnen nach dem natürlichen Sittengesetz zukommt. Für die Einhaltung dieser höchsten Güter schien ihm aber die Neue Welt ein besserer Garant zu sein als das alte Europa.

Häufig finden sich in die Erzählung Kapitel eingeblenDET, die deutlich beweisen, wie sehr dieser Arzt noch in der alten Heimat wurzelt. Von kleineren sprachlichen Mängeln — durch die Übersetzung bedingt — abgesehen, legt der Mann in Europa das Buch mit dem Gefühl aus der Hand, hier wieder einen KÖnner, der weit über dem Durchschnitt stand, für die alte Heimat verloren zu haben.

H. P a u l

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Burgenländische Heimatblätter](#)

Jahr/Year: 1967

Band/Volume: [29](#)

Autor(en)/Author(s): Ernst August, Zimmermann Bernhard Hans, Klampfer Josef, Hornung Maria, Paul Hans

Artikel/Article: [Buchbesprechungen und -anzeigen 44-48](#)